

Peter Wicke im Gespräch mit Veit Erlmann

## Das Eigene und das Fremde

Über die Chancen lokaler Kulturen

*Die Redaktion hat den Berliner Musikethnologen Veit Erlmann und den Popmusikforscher Peter Wicke gebeten, das Thema des vorliegenden Heftes aus ihrer Perspektive zu problematisieren. Auch wenn es für eine Zeitschrift zur Neuen Musik noch immer eher ungewöhnlich ist, Experten aus diesen Bereichen der Musikkultur zu Wort kommen zu lassen, scheint uns das – und keinesfalls nur in diesem Falle – doch unerlässlich für eine Zeitschrift, die dem Anspruch auf das Neue in der Musik wirklich gerecht werden will.*

*Die Redaktion*

**P.W.** Wir leben heute in einem von den Medien erzeugten globalen Zusammenhang. Machen in dieser globalen Medienwelt Kategorien wie »Eigenes«, »Fremdes« überhaupt noch Sinn oder haben sie sich nicht zumindest gravierend verändert?

**V.E.** Ich denke, es gibt bestimmt zwei Möglichkeiten, über »das Eigene« und »das Fremde« nachzudenken. Grundsätzlich müßte man wahrscheinlich, gerade in der so gravierend veränderten globalen politischen und Medienlandschaft, das Recht des Fremden, gehört zu werden, verteidigen. Ich glaube, diesen Aspekt sollte man bei all dem, was es sonst noch zu dem Thema zu sagen gibt, nicht aus dem Auge verlieren. Inwiefern sich dann Eigenes und Fremdes in dieser Globalisierung miteinander vermischen und vielleicht einen ganz anderen Stellenwert einnehmen, wäre einer genaueren Untersuchung wert. Ich würde denken – dies als These –, daß beide Pole in dieser Grundsätzlichkeit gar nicht mehr zu definieren sind. Die globale Medienlandschaft hat natürlich zum einen das Fremde sehr viel näher gebracht und zum anderen auch das Gespür dafür, was fremd ist, in gewisser Weise verändert. Wir stehen vor einer Situation, in der Eigenes und Fremdes sich ständig in ihrer Position zueinander verändern, ständig in Bewegung sind. Und das ist der ganz große Unterschied zur Vorpostmoderne, wenn man das so sagen kann, der Vormediengesellschaft, wo diese Positionen noch relativ fest waren, abgesichert natürlich – und das sollte man immer auch im Auge behalten – durch ganz bestimmte, starre politische Blöcke, also Nord-Süd oder Metropolen-Kolonien oder West-Ost. Und seitdem sich diese Blöcke sehr stark verschoben haben, bzw. zum Teil gar nicht mehr existieren, sind auch diese Positionen nicht mehr ganz klar. Zuweisungen, wie sie uns früher einmal selbstverständlich waren, oder auch die entsprechenden Stereotypen – da gibt es ja ein ganzes Spektrum an Formulierungen dessen, was das Fremde sein soll –, solche Zuweisungen sind heute gar nicht mehr so unproblematisch wie früher.

**P.W.** Ich möchte aber gern noch mal auf den ersten Punkt zurückkommen: das Recht des Fremden, gehört zu werden. Nun könnte man ja argumentieren: noch nie ist in der Geschichte so viel Fremdes zu hören gewesen, oder auch zu sehen, wie das heute der Fall ist. Und dabei denke ich nicht nur an die kommerzielleren Erscheinungen im engeren Sinne – Popmusik, World Music usw. –, sondern die Medien haben ja in der Tat einen globalen Weltkultur-Zusammenhang hergestellt. Aber knüpft sich daran nicht die Frage, inwieweit das Näherücken des Fremden dieses Fremde selbst in einer solchen Weise verändert, daß es eigentlich nicht mehr das ist, wofür es sich selbst hält und wofür es gehalten wird. Mit anderen Worten: wie authentisch ist das eigentlich noch, was uns als das Fremde erscheint oder ist das uns durch die Medien anverwandelt Fremde etwas Drittes, weder "fremd" noch "eigen"?

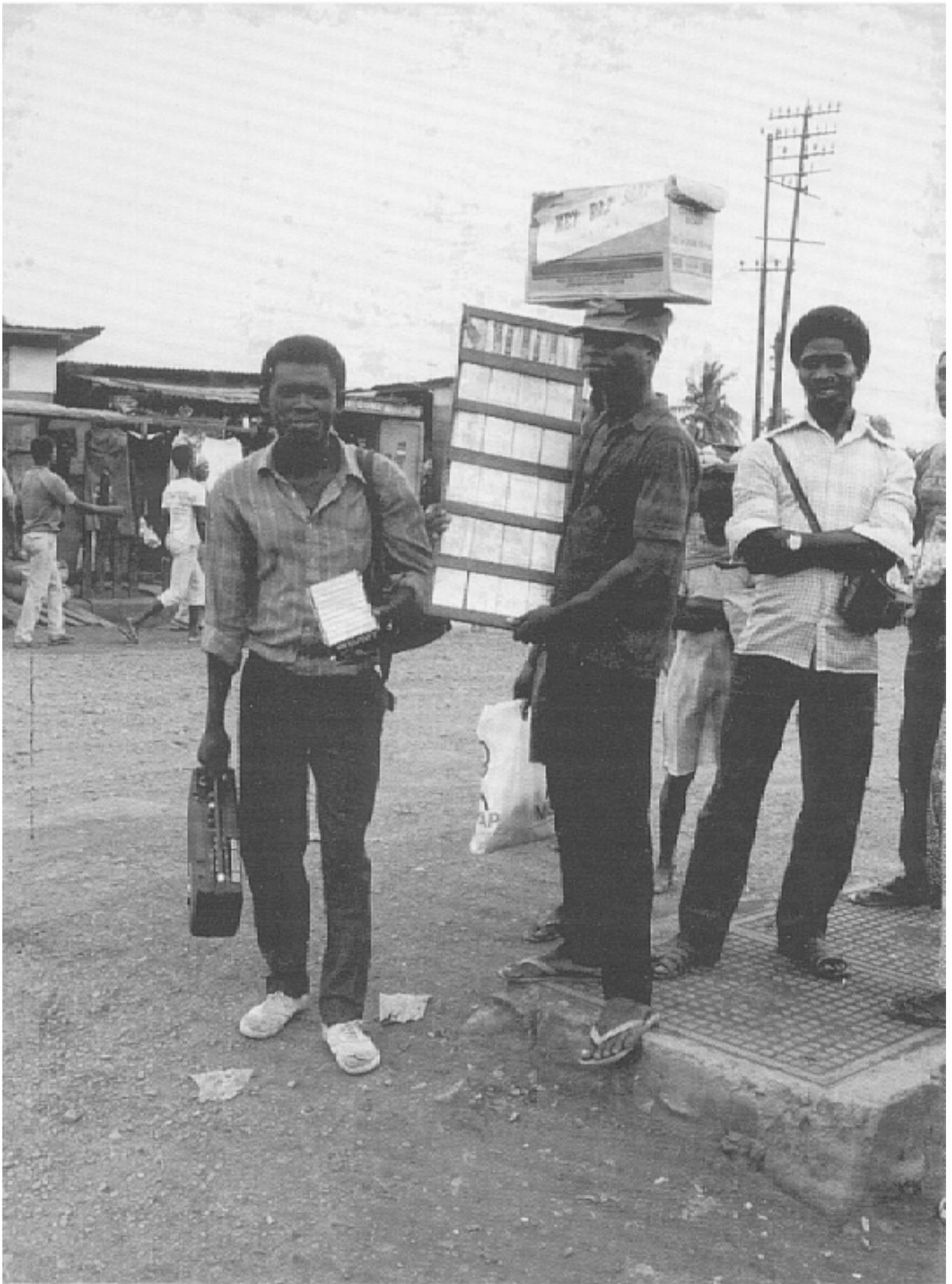
**V.E.** Es ist, denke ich, richtig, daß auf Grund der Verallgemeinerung des einen Systems, also der Warengesellschaft, Fremdes jetzt sozusagen zum System dazugehört. Es ist ein Teilaspekt des Systems. Oder andersherum gesagt: das System produziert eine Differenz nicht mehr als Antithese gegen sich, sondern sozusagen als Bestandteil von sich, immanent aus sich heraus. Differenz ist immer auch ein Aspekt des Systems. Das heißt auf Kultur angewandt unter anderem auch, daß alles, was infolge der Krisen der sechziger und siebziger Jahre an subkulturellen Erscheinungen entstanden ist, überhaupt keine Antithese zu diesem System ist, sondern ein Ausdruck dessen und von daher auch nicht die Rolle übernehmen kann, die viele ihm zugewiesen haben, nämlich als radikale Alternative zu diesem System zu fungieren.

**P.W.** Das würde freilich bedeuten, daß Thesen wie die multikulturelle Gesellschaft letztlich im Kern auch nichts anderes meinen, als diesen Prozeß der Pluralisierung zur allgemeinen Beliebigkeit.

**V.E.** Ja, ich denke, es gibt hier zwei verschiedene Positionen. Auf der einen Seite gibt es ja unter den meisten postmodernen Theoretikern die Tendenz, die Analyse der entwickelten Industrieländer bis zu dem Punkt abstrahierend zu verallgemeinern, an dem der Befund auf den ganzen Globus projiziert wird. Bei Baudrillard etwa heißt es in seinem Amerika-Buch: Kalifornien ist Sex, Strand und Berge. Jeder, der einmal in Kalifornien gewesen ist, weiß, daß selbst Kalifornien nicht bloß das ist, geschweige denn Sri Lanka oder Bangladesh. Also dahinter müßte man das eine Fragezeichen setzen: Ist der Befund, der für die entwickelten Länder des Westens zutreffen mag, verallgemeinerbar auf die globale Situation? Das andere Fragezeichen müßte man meines Erachtens da setzen, wo die neuen sozialen Bewegungen, entweder hier bei uns oder in der Dritten Welt, hochstilisiert werden zu den ganz großen Alternativen, auch wenn es darin sicherlich viel Widerstandspotential gibt. Und diese Skepsis stützt sich bei mir auf die Prämisse, daß diese internationale Kultur eine Warenkultur ist.

**P.W.** Das trifft dann allerdings eben nicht nur auf die Popkultur zu. Ich glaube, das sollte man sehr deutlich sagen. Das betrifft die westliche Kultur insgesamt, also auch die sogenannte Hochkultur, denn die unterliegt ja den gleichen im Warenezusammenhang verankerten Mechanismen und Bedingungen, auch wenn das gern übersehen wird. Das wirft bei den Problematisierungen, die wir angesprochen haben, natürlich die Frage auf, wie sich denn Eigenes und Fremdes – auch das Eigene rückt ja in diesem Prozeß immer ferner, nicht nur das Fremde näher –, wie sich in diesem Prozeß Eigenes und Fremdes überhaupt noch fassen läßt?

**V.E.** Wenn man sich bestimmte Bereiche der neuen Weltkultur anschaut – im musikalischen Bereich denke ich etwa an New Age, World Music, an verschiedene Formen des Jazz, die Fremdes einbeziehen –, so zeichnet sich so etwas wie eine neue Konturlosigkeit ja schon deutlich ab. Und die beinhaltet auch einen Identitätsverlust im Eigenen. Es ist eine Enthistorisierung festzustellen, die dadurch zustande kommt, daß wir sozusagen in einem Megagedächtnis leben. Alles ist speicherbar, abrufbar, zitierbar, umbaubar, in neue Kontexte integrierbar geworden und damit ist natürlich auch ein gewisser Gedächtnisschwund verbunden, also eine Enthistorisierung. Wenn wir davon ausgehen, daß geschichtliches Bewußtsein ja einer der grundlegenden Mechanismen ist, über den sich auch persönliche Identität formt, dann ist ein Identitätsverlust unübersehbar, der sich dann ästhetisch in den genannten Arten von Musik artikuliert. Wir haben meines Erachtens, was die Philosophen heutzutage die fraktalen Subjekte nennen. Wenn sich die Konturen dergestalt auflösen, dann freilich ist ernsthaft zu überlegen, ob damit nicht auch die Dichotomie Eigenes – Fremdes aufzugeben ist. Vielmehr wäre doch heute nach dem Ort des Fremden zu fragen, wo es denn geblieben, wo es noch zu lokalisieren ist. Das wäre meines Erachtens die wichtigste Aufgabe. Und von dort aus ließe sich dann vielleicht auch eine Neubestimmung des Eigenen unternehmen.



Straßenverkäufer von Raubkassetten in Obuasi/Ghana (Foto: V. Erlmann)

**P.W.** Müßte man dann nicht das Fremde seines exotischen Inhalts entkleiden und es lieber in dieser zur Beliebtheit gewordenen Pluralität aufsuchen, statt unter dem Stichwort »Anverwandlung des Fremden« auch noch die letzten nicht erreichten Refugien jenseits dieser globalen Medienkultur zur Scheinalternative aufzubauen. Das läuft am Ende doch immer nur darauf hinaus, daß es letztlich in den gleichen Zusammenhang jener

allgemeinen Beliebigkeit hineingerät.

**V.E.** Der ersten These würde ich folgen, ob ich daraus die gleiche Schlußfolgerung ziehe, weiß ich nicht. Zunächst einmal würde ich zustimmen, daß das Fremde überall dort gesucht werden müßte, wo das System sozusagen nicht hingedrungen ist. Das muß nicht unbedingt in Papua Neuguinea sein, das kann auch in Berliner Hinterhöfen sein. Ob wir dann wieder in der Beliebigkeit landen, vermag ich nicht zu sagen.

**P.W.** Vielleicht sollte man den Zusammenhang Eigenes-Fremdes genau von der anderen Seite her problematisieren, also nicht mit Blick auf die Frage, was ist denn eigentlich das Fremde in dieser Welt allgemeiner Beliebigkeit, sondern umgekehrt, was ist denn darin noch das uns Eigene. Dieser Aspekt ist ja sehr treffend in dem Entfremdungsbegriff – das sich selbst, oder auch der Umwelt Fremdwerden – enthalten. Insofern glaube ich, das Fremdsein ist eigentlich nicht so sehr das Problem, sondern überlagert vielmehr die Probleme, die wir mit uns selbst haben.

**V.E.** Aber das schließt natürlich ein, daß man vorübergehend die Position des Anderen einnimmt, und sich sozusagen mit sich selber defamiliarisiert.

**P.W.** Um es etwas konkreter zu versuchen: Es gibt ja im Prinzip zwei klassische Formen der Auseinandersetzung mit dem Fremden. Das eine ist das **Nahebringen** des Fremden, nämlich das, was die Medien aus durchaus nicht uneigennütigen Zwecken heraus betreiben. Und das andere ist das **Sichaneignen** des Fremden im Sinne einer produktiven Auseinandersetzung damit, in künstlerischen Zusammenhängen zum Beispiel, die Aufnahme von Anregungen. Sind beide Prozesse so unproblematisch wie sie aussehen?

**V.E.** Bei der ersten Möglichkeit, die Medien, die uns Thailand ins Haus bringen, erübrigt sich die Antwort beinahe. Das ist sicherlich sehr problembelastet, nicht nur auf Grund der jeweiligen Machtkonstellationen, in denen solche Bilder erstellt werden, sondern auch auf Grund des Verfahrens selbst. Was das zweite angeht, das ist in der Tat sehr, sehr schwierig. Ich würde prinzipiell erst einmal Skepsis äußern, daß die fragmentierten Subjekte, die wir nun einmal sind, ihre Identität darüber reparieren können, daß sie Fremdes integrieren. Ich weiß, daß das natürlich nicht immer die Absicht ist, sondern einer bestimmten ästhetischen Tradition folgt, denn es wird in den artikuliertesten Formen dieser Aneignung des Fremden auch die Zerrissenheit selber irgendwo inszeniert. Es geht also nicht darum, eine Identität neu zu schaffen im Sinne eines harmonisch geformten Ganzen, obwohl vieles, wenn es in kommerziell sehr verflachter Form herüberkommt, diesen Anschein durchaus hat. Dennoch geht es eher um die Inszenierung der Brüche, der Disparitäten, der Klüfte, die diese verschiedenen Welten trennen.

**P.W.** Aber wie soll das praktisch aussehen. Es gibt ja kaum eine Chance, diesem kommerziellen Zusammenhang zu entfliehen und ich glaube, es gibt nach den Entwicklungen der letzten Jahre auch kaum noch eine theoretische Hoffnung, daß das jenseits von Marktzusammenhängen zu bewerkstelligen sei. Müßte man nicht eigentlich da ansetzen zu fragen, anstatt bei der abstrakten Alternative, die immer wieder bei der Kritik am Kommerz landet, aber letztlich nie praktikabel und konkret wird? Eine solche Kritik ist ja leicht formuliert, aber sobald sie konkret wird, endet man dann wieder bei jenen sehr profanen Fragen der Finanzierung etc. Also wo gibt es denn da überhaupt noch Chancen?

**V.E.** Meine Befürchtung ist die, daß in einer Zeit, wo wirklich alles zu Bildern geworden ist und wo sämtliche Theorie im Grunde mittlerweile als Ästhetik einherkommt, wir sehr, sehr wenig Möglichkeiten haben, Alternativen überhaupt noch zu denken. Ich weiß nicht, wie man einer Bilderwelt mit ästhetischer Praxis begegnen soll. Die Annahme, die in vieler postmoderner Theorie gemacht wird, ist doch die, daß Ästhetik so etwas wie eine neue Leitwissenschaft wird, weil durch Einübung in Ästhetik, in Kunst so etwas wie ein Modell von Pluralität entstehen kann, ein Modell im weitesten Sinne von Toleranz auch, und daß dies sozusagen Leitfunktion, Avantgardefunktion haben könnte. Ich bin aber mehr als skeptisch, daß eine so verstandene Kunstpraxis und Ästhetik überhaupt die Potenz haben, sich gegen diese andere Welt, die ja auch eine ästhetische Bilderwelt ist, zu stemmen.

**P.W.** Es gibt ja bereits drastische Beispiele, die gegen diese Avantgardefunktion von ästhetischer Praxis sprechen, denkt man etwa an die wachsende Ausländerfeindlichkeit Jugendlicher – die jüngste Studie im Auftrag des Bildungsministeriums Brandenburgs registrierte bei 42 Prozent der Jugendlichen Feindseligkeit gegenüber Ausländern –, obwohl das diejenige soziale Gruppe ist, und zwar genau die gleichen Jugendlichen, die in den Medien und ihren musikalischen Verhaltensweisen mit kulturellen und ästhetischen Zusammenhängen umgehen, die so multikulturell sind, wie nie zuvor. Was sie an Musik aufnehmen, ist geprägt genau durch die Einflüsse, die sie im realen sozialen Leben sichtlich in wachsendem Maße ablehnen. Das ist, glaube ich, ein schlagendes Argument gegen die Versuche, mit Ästhetik gesellschaftliche Praxis kurieren zu wollen.

**V.E.** Was Sie sagen, finde ich sehr interessant. Nehmen wir die Situation in England. Dort gibt es relativ vielfältige Bemühungen, durch solche multikulturelle ästhetische Praxis im ganzen didaktischen Bereich die verhärteten Fronten des Rassismus aufzubrechen. Mit wenig Erfolg, denn die Probleme sind dort dieselben wie hier. Nur hier gibt es dergleichen Versuche nicht, jedenfalls bislang noch nicht. Jetzt könnte man natürlich auf Grund der Tatsachen, die Sie über Brandenburg erzählt haben, sagen, daß das doch überhaupt keinen Sinn hat. Die multikulturelle Praxis haben sie ohnehin schon, die brauchen wir ihnen nicht mehr beizubringen. Wir könnten ja noch einen Schritt weiter gehen und wie in den sechziger Jahren sagen: Erzieht die Erzieher. Vielleicht ist dieser Zug mittlerweile auch schon abgefahren, sind auch die Erzieher inzwischen schon erzogen worden und es bestehen diese Möglichkeiten nicht mehr. Ich wüßte da auch keinen Ausweg aus dieser Situation.

**P.W.** Die naheliegende Konsequenz wäre ja die Feststellung, daß Schlagworte wie »multikulturelle Gesellschaft« und alles was sich damit unter Begriffen wie »Eigenes«, »Fremdes«, »Anverwandlung des Fremden« an ästhetischer Praxis verbindet, dann letztlich nur ein Ausweichen vor scheinbar unlösbar gewordenen sozialen Problemen ist. Denn was dahinter steht, das ist ja wohl kein kulturelles Problem, das ist ja auch keine Frage von kultureller Toleranz, wie an dem Beispiel deutlich wird, von besserer Kenntnis fremder Kulturen, sondern das hat wohl mehr mit dem sozialen Gefälle zwischen arm und reich zu tun und der Angst davor, daß sich der größere Teil der Welt dieselben Rechte herausnehmen könnte, wie dieser verschwindend kleine Teil auf der nördlichen Halbkugel. Was diese Tendenzen zur Ausländerfeindlichkeit angeht: Reagiert wird doch nicht auf fremde kulturelle Einflüsse – das ist doch nur der Diskurs, in den das eingebettet ist, um den anderen, den sozialen und politischen Diskurs nicht führen zu müssen –, reagiert wird mit Feindseligkeit doch auf die Angst um den Arbeitsplatz und ähnliches.

**V.E.** Ich würde da mit Ihnen übereinstimmen. Ob das allerdings eine Flucht ist, weiß ich nicht. Nehmen wir einmal das Berliner Festival »Heimatklänge«. Das zieht natürlich Leute an, die dafür ohnehin schon sensibilisiert sind. Ich kenne zwar Stimmen, die sagen, daß durch diese Festivals auch Leute dazu animiert worden sind, selbst nach Westafrika zu gehen oder in die Dominikanische Republik, um dann vor Ort Erfahrungen zu sammeln. Aber ich denke, wenn es diese Fälle gibt, dann sind der Entscheidung für eine Reise in die Dritte Welt schon ganz andere Erfahrungen vorausgegangen. Mit solchen Veranstaltungen tritt man irgendwie offene Türen ein. Sie sind alle sehr ehrenwert in der Absicht und ich würde auch niemandem dort unterstellen wollen, daß er so etwas inszeniert, um von anderen Problemen abzulenken. Aber in der Gesamtperspektive trifft der Befund wohl zu, daß aus dieser Form von Begegnung mit dem Fremden keine radikale Alternative zu erwarten ist und das bringt mich auf meinen ersten Punkt zurück: das Fremde ist diesem System in gewisser Hinsicht immanent. Irgendwo läuft da auch ein Schema ab, wonach das Globale, wie es Stuart Hall kürzlich gesagt hat, diese Ideologie der Weltgemeinschaft, im Grunde nur die Darstellungsform des dominant Partikularen ist, das sich dadurch gleichsam naturalisiert, sich als gegeben darstellt, indem es sich mit Minoritäten, mit dem Fremden usw. assoziiert.

**P.W.** Mit anderen Worten, das Globale ist gar nicht so global, wie es vorgibt zu sein. Vielmehr ist es etwas sehr Partikulares, nämlich die Kultur einer reichen Minderheit, der westlichen Welt, die sich aber als global ausgibt. Das führt zu der Frage, wie dieses Problem denn nun eigentlich aus der Perspektive der Fremde aussieht. Sie haben ja lange Zeit in Afrika gelebt: ist das dort eigentlich reflektiert oder hat die Reflexion dessen eher mit den internen kulturellen und sozialen Konflikten des Westens zu tun?

**V.E.** Wenn man sich auf die lokale Ebene begibt, dann findet sich dort natürlich eine ganze Bandbreite von

Reaktionsweisen und Strategien, in dieser Situation der Globalisierung zum einen am Lokalen festzuhalten, das Lokale neu zu definieren, zum anderen das Partikulare des Westens in seiner Dominanz als unveränderlich hinzunehmen. Das ist von Ort zu Ort verschieden. Zwei Beispiele würden mir jetzt aus eigener Erfahrung einfallen: In Ghana etwa führt die enorme Verarmung dazu, daß wir ghanaische Musiker hier im Westen als lebende Zeugnisse für das Entstehen einer weltumspannenden kulturellen Gemeinschaft zu feiern vermögen. Dahinter steht nichts anderes als die wachsende Verarmung der städtischen Mittelschichten in den Ländern der Dritten Welt, so daß sich Musiker einfach nicht mehr halten können. Ein und dasselbe System produziert also auf der einen Seite Leute, die in ihren eigenen Ländern als Musiker keine Überlebenschance mehr haben, und auf der anderen Seite ein Publikum, das seinen eigenen Identitätsverlust durch die Begegnung mit eben diesen Musikern im Westen zu kurieren sucht. Konkret sieht das dann so aus, daß Schallplatten-Aufnahmen dort gar nicht mehr möglich sind, eine funktionierende Musikindustrie nicht existiert. Stattdessen ist in diesem Fall alles nach Hamburg und Toronto verlagert und kommt dann auf eine solche Art und Weise wieder nach Ghana zurück, daß man sich hier fragen muß, wer eigentlich wen schädigt. Die Musiker bringen nämlich ihre eigenen Platten ins Land zurück und verkaufen sie dann an sogenannte Recording-Studios, die überall in den Städten existieren und nichts anderes als Anstalten zum Schwarz-Kopieren sind. Jeder Kunde kann sich hier aus den vorhandenen Schallplatten seinen eigenen Mix zusammenstellen, der dann für einen bestimmten Betrag auf Kassette kopiert wird. Die Musiker graben sich damit ihr eigenes Wasser ab – so verschränkt kann das sein. Das Lokale ist damit zwar immer noch irgendwie lokal, auch wenn es sich nach Toronto oder nach Hamburg verlagert hat, aber gleichzeitig ist es auch gnadenlos dieser anonymen Verflechtung ausgeliefert. Und das führt zu solch traurigen Resultaten, daß in der Zeit, als ich für zwei Monate in Ghana war, keine einzige Live-Gruppe zu finden.

Ein anderes Beispiel wäre Südafrika. Da ist die Situation natürlich insofern komplexer, als hinsichtlich der Produktionsbedingungen sehr viel mehr Möglichkeiten vorhanden sind. Überlagert wurde dort die ganze Geschichte noch durch eine lange, lange Vorgeschichte von Unterdrückung, Rassismus und Apartheid. Der entscheidende Moment war hier Paul Simons Südafrika-Projekt, *Graceland*, das so etwas wie ein Cargo-Kult-Phänomen ausgelöst hat – man könnte das als einen Paul Simon-Cargo-Kult bezeichnen –, wonach nun Musiker dort erwarten, daß nur irgendein anderer Paul Simon kommen muß, um der südafrikanischen Musik auf dem Weltmarkt zum Durchbruch zu verhelfen. Es ist dies eine Vorstellung wie in Melanesien, wo diese Cargo-Kulte ja zuerst sehr bekannt geworden sind, daß durch die Injektion einer fremden Macht, eines besonders mächtigen Agens, sich die eigene Kultur wieder erneuern kann. Diese Erwartung ist auch mir bei meinen Forschungen mit Arbeiterchören immer wieder begegnet. Jede Gruppe erwartete, in diesem Falle durch meine Präsenz, den Durchbruch zu schaffen. Und es ist natürlich denkbar, daß durch solche chaotischen Prozesse jemand sozusagen vom Himmel fällt und eine lokale Tradition entdeckt, eine Schallplatte macht, und irgendein Filmregisseur benutzt sie als Soundtrack, so daß dadurch ganze Lokaltraditionen in einen Strudel gerissen werden, der sie am Ende ganz anders wieder ausspuckt.

**P.W.** Das erinnert mich an ein eigenes Erlebnis in Ghana. Ich hatte das Glück, dort Live-Musik zu hören, etwas, das die Ghanesen sehr stolz präsentierten, zudem dort ungeheuer populär. Und doch war es etwas sehr Absurdes: eine nachgerade verblüffende, hundertprozentige Kopie von Michael Jackson, perfekt bis ins kleinste Detail, eingeschlossen ein fast doppelgängerhaftes Äußeres. Das verweist auf einen schizophrenen Prozeß: der Westen eignet sich das Fremde an, und in der letzten Konsequenz dieses Anverwandlungsprozesses steht dann ein Michael Jackson als Inbegriff der globalen Weltkultur, der seinerseits in der Fremde als das Fremde angeeignet wird; und am Ende kommt dann etwas ziemlich Unterschiedsloses heraus. Das führt zu der Frage, ob, je weiter dieser Prozeß voranschreitet, nicht ein Vakuum entsteht, das die Chancen für lokale kulturelle Entwicklungsformen größer werden läßt, und zwar nicht nur im Bereich der Popmusik, sondern insgesamt für Kulturformen, die nahe an den regionalen, sozialen Erfahrungen bleiben.

**V.E.** Ich stimme Ihnen da zwar prinzipiell zu, doch ist Lokalisierung nicht etwas, das wir mit uns alleine abmachen können, nur hier im Westen. Wir werden da womöglich die Rechnung ohne den Wirt machen, denn Lokalisierung wird in der Dritten Welt nach wie vor primär als ein Stigma empfunden. Und die Überwindung dieses Stigma sehen eben viele Künstler dort im Anschluß an das Globale, also genau in dem Gegenteil. Auf Grund dieses großen Erbes der stereotypen Fixierung des Anderen, was ja auch eine lokale Begrenzung ist, sehen viele ihr Heil in der Flucht nach vorn. Die Frage ist, ob Lokales jetzt nicht eher als ein Zwischenort, zwischen Globalem und

Lokalem in herkömmlichem Sinn zu definieren wäre. Ob es nicht darum ginge Mikrostrukturen zu schaffen, die zwischen beidem angesiedelt sind, viele kleine Netzwerke von Produzenten in Westeuropa und Musikern anderswo und umgekehrt. Da würde ich es zum Beispiel auch gern darauf ankommen lassen, ob es nicht möglich ist, für eine Musikwissenschaft und Musikethnologie in solch einer Stadt wie Berlin, andere Konzepte, andere Verfahren, andere Ideen zu entwickeln und diese dann in lokaler Forschung und künstlerischer Praxis zu verankern. Es ist ja noch nie wirklich versucht worden.

© positionen, 12/1992, S. 2-6